universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sichelmondleben

Thüminger, Rosmarie

Wien, 2004

10 Der erste Schnee kam dieses Jahr zu früh

urn:nbn:at:at-ubi:2-7606

Der erste Schnee kam dieses Jahr früh.

Der erste Schnee kam dieses Jahr früh. Dietmar erfasste die Situation schon in dem Augenblick, da Mama ihm die Decke wegzog. Das war tägliches Ritual, und weniger drastisch ging es nicht ab. An Schultagen rührte Dietmar sich sonst nicht aus den Federn. Ein helles, mildes Licht erfüllte das Zimmer, und am Fensterbrett lag ein mindestens zehn Zentimeter dicker weißer Polster. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett. Nun konnte er endlich das neue Snowboard ausprobieren.

»Zu dumm, dass am Vormittag Schule ist«, dachte er laut vor sich hin.

Verena, die gerade ihre Haare bürstete, musste natürlich einen ihrer klugen Sprüche loslassen: »Das lässt sich nicht ändern. Fünf Stunden Schule wirst du schon aushalten. Die sind schnell vorbei!«

Dietmar warf ihr einen vernichtenden Blick zu. Fünf Stunden konnten unendlich lang sein. Die zweite Sache, die ihn beschäftigte, behielt er für sich. Wer würde mit ihm snowboarden? Wer von seinen Mitschülern besaß überhaupt ein Snowboard? Wussten die in diesem Nest hier überhaupt, was ein Snowboard war? In der Stadt, bei den alten

Freunden, wäre alles klar. Mindestens zwei Drittel aller Freunde hatten eines. Vielleicht sollte er einen anrufen. In der Stadt konnte man sowieso nicht snowboarden, und da war es schon beinahe egal, ob sie auf die Seegrube oder in die Lizum fuhren. Oder noch besser, sie wählten das Birgitzköpfl, das lag für ihn am günstigsten. Während er an seinem Honigbrot kaute, rief er Peter und Alex an, aber beide waren schon unterwegs. Ihr Schulweg in der Stadt war länger als seiner im Dorf.

Es musste seit Stunden geschneit haben. Der Schneepflug hatte riesige Wälle an beiden Straßenseiten aufgeschüttet, und die kahlen Laubbäume sahen wie überdimensionale weiße Blumensträuße aus. Sogar die langweiligen Hecken, die jedes einzelne Haus umstanden, schauten unter ihren dicken Schneehauben wie verzaubert aus. Es war das erste Mal, dass ihm die Dorfstraße gefiel. Dietmar rannte, sog die frische klare Luft ein und freute sich.

Auf dem Platz vor dem Schulhof ging es heute besonders laut her. Alle schienen irgendwie aufgekratzt, die einen warfen mit Schneebällen, die anderen schlitterten über die glatte Fahrbahn oder schüttelten die zwei Tannenbäumchen vor dem Eingang, dass der Schnee nur so staubte. Schließlich öffnete sich oben ein Fenster, und die Frau Direktor beugte sich heraus. »Wisst ihr eigentlich, dass in fünf Minuten der Unterricht beginnt? Marsch, ins Haus mit euch!«

In der Pause wurden die Pläne für Nachmittag geschmiedet. Der Mathelehrer hatte die beste Neuigkeit des Tages verkündet: Der lange Schlepplift am Nordhang des Dorfes

sollte heute bereits in Betrieb gehen. Das darüber einsetzende Freudengeheul bewog ihn, an diesem Tag des ersten Schnees keine Hausaufgabe zu geben. Nun wollten alle, gleich nach dem Mittagessen, die Piste stürmen. Die Frage war nur, mit Skiern oder mit Snowboards. Zu Dietmars Überraschung stellte sich heraus, dass es in diesem Dorf niemanden gab, der nicht entweder das eine oder andere besaß, die meisten hatten beides.

»Ich habe auch ein Snowboard«, sagte Dietmar. »Eines aus Frankreich, schwarz und orange, mit einem Kometen auf der Oberseite. Total cool.«

»So, eines aus Frankreich!« Haimo feixte. Sein Opa besaß ein Sportgeschäft. »Eines aus Tirol ist dir wohl nicht gut genug.«

»Er glaubt halt immer noch, etwas Besseres zu sein.« Das war Jenny. Dietmar tat es echt Leid, das Snowboard überhaupt erwähnt zu haben.

»Es ist einfach so, dass es mir meine Schwester mitgebracht hat, weil sie dort gearbeitet hat«, versuchte Dietmar die Sache zu klären.

»Ah, er hat eine Schwester! Eine Schwester in Frankreich!«

»Er lügt. Seine Schwester ist gar nicht in Frankreich. Die lebt hier im Dorf! Ich kenne sie. Ich seh sie jeden Tag zum Bahnhof rennen!«, rief Melitta.

»Wahrscheinlich fährt sie nach Frankreich! Hahaha!«

»Eine Französin! Ausgerechnet eine Französin!«

»Vielleicht ist er auch ein Franzose. Oder ein Tschusch«, ätzte Haimo.

»Tschusch! Tschusch!«

»Gut, dass er wenigstens eine Schwester hat!«
»Weil, Vater hat er ja keinen!«
»Lediger Fratz! Er ist ein lediger Fratz!«
Er wusste gar nicht, wie es geschah, auf einmal sah er sich von einer kleinen Gruppe von fünf oder sechs Kindern in eine Ecke des Schulzimmers gedrängt. Ihr Hohngeschrei prasselte auf ihn nieder. Die anderen Mitschüler schienen nicht auf die Gruppe zu achten. Einige waren in den Gang hinausgegangen, andere unterhielten sich in der Nähe der Tür. Selbst der Lehrer war nicht zu sehen.
»Ich hab aber einen Vater! Mama und ich haben ihn erst am vorletzten Sonntag besucht. In unserer alten Wohnung. Und meine Mama ist verheiratet. Ihr lügt! Ihr seid gemein!«, schrie Dietmar gegen die Schmähreden an, während die Kinder immer näher auf ihn zurückten.
»So, wir lügen! Wo ist dann dein Vater? Keiner im Dorf hat ihn gesehen! Keiner! Aber wir lügen! Frechheit! Na warte! Wir lügen nicht! Du bist ein Lügenbeutel! Lügenbeutel! Lügenbeutel!«
Alle brüllten durcheinander. Dietmar bückte sich, dann schnellte er hoch und stieß beide Fäuste in das Gesicht, das er gerade erwischen konnte. Im nächsten Augenblick fielen sie über ihn her. Es hagelte Püffe und Schläge. Dietmar versuchte, den Kopf mit beiden Armen zu schützen und gleichzeitig aus Leibeskräften zu kreischen. Nun waren die Mitschüler auf die Raufbolde aufmerksam geworden. Sie drängten herzu, schrien: »Aufhören! Aufhören!« Die Kampfhähne achteten auf niemanden. Es war nur ein Glück, dass die Glocke schrillte und im selben Augenblick

der Englischlehrer Büchner das Klassenzimmer betrat. Er sah die Rauferei, stürmte auf die Gruppe zu und riss Dietmar vom Boden hoch.
»Was ist denn da los? Seid ihr total durchgedreht? Kann man euch denn keinen Augenblick allein lassen?«
Seinem Auge bot sich ein erschreckendes Bild. Alle sechs hatten Blut an Händen, Gesichtern und Kleidern, es sah aus wie nach einer Messerstecherei. Der Lehrer war erleichtert, als er feststellen konnte, dass das Blut direkt aus Thomas' Nase kam. Er zog Thomas zum Waschbecken, hielt ihm erst in aller Eile den Kopf unter das kalte Wasser, nässte dann das Handtuch und presste ihm ein Ende in den Nacken, eins auf die Stirn.
Dietmar hatte einen wüsten Kratzer, der sich vom linken Auge über die Wange zog, seine Haare waren zerzaust und sein T-Shirt am Hals eingerissen. Die anderen waren unverletzt. Allerdings, Gregors Hemdärmel hing lose herunter, und das rechte Glas von Melittas Brille lag zerbrochen auf dem Boden. Die Schüler starrten einander betreten an. Niemand sagte ein Wort.
Endlich war das Nasenbluten gestillt. Thomas sah blass aber ziemlich gefasst aus. Der Lehrer holte ein Fläschchen aus dem Wandschrank und bestrich Dietmars Wange gründlich mit einer orangefarbenen Tinktur. »Gott sei Dank, nur ein oberflächlicher Kratzer. Das wird bald verheilt sein.«
Dietmar stieß einen Schmerzenslaut aus. »Das brennt aber höllisch, Herr Büchner.«
»Was mir egal ist«, sagte der Lehrer grimmig. Dann teilte er Zellstofftücher aus und befahl, die blutverschmierten

Kleidungstücke, so gut es ging, zu reinigen. »Eigentlich sollte ich euch ja alle sieben zur Frau Direktor schicken. Ihr hättet euch eine ordentliche Bestrafung verdient.«
Die Buben zogen die Köpfe ein. »Es ist nur, weil ich so schnell Nasenbluten krieg, Herr Büchner. Das schaut dann gleich so wild aus«, sagte Thomas.
»Also, mir tut die Wange auch gar nicht mehr weh«, sagte Dietmar.
»Raufen und gegenseitig die Nasen blutig schlagen! Schämt euch!«
Dietmar schluckte. »Ich kann nichts dafür. Die anderen haben angefangen. Sie haben Sachen gesagt, die gar nicht stimmen!«
»Aber du hast angefangen zu boxen!«, rief Thomas.
»Petzer!«, zischte ein Mädchen hinter ihm.
Der Lehrer achtete nicht auf die gegenseitigen Beschuldigungen. »Im Moment will ich gar nicht wissen, wer angefangen hat. Zuschlagen jedenfalls ist kein geeignetes Mittel, um Probleme zu lösen. Ihr sechs kommt heute Nachmittag punkt zwei Uhr hierher in die Schule.«
»Aber, heute macht der Schlepplift auf, Herr Büchner!«
»Und deshalb gibt uns der Mathelehrer heute keine Aufgabe!«
»Damit wir sofort auf die Piste können!«
»Das erste Mal wieder Schi fahren!«
»Das ist ungerecht. Wenn Dietmar dem Thomas nicht ins Gesicht geboxt hätte...«
Der Lehrer schnitt Haimo das Wort ab. »Schluss jetzt. Ihr habt die Strafe, die ihr verdient habt! Am Nachmittag re-

den wir weiter. Alle setzen. Der Unterricht beginnt. Schlagt die Bücher auf, Seite 49.«

»Das nächste Mal lässt du diese Blödel einfach reden! Kümmere dich nicht darum«, riet Gerlinde ihrem Sohn, als sie um den Mittagstisch saßen. Dietmar hatte ihr eine etwas zurechtgestriegelte Version der Rauferei erzählt. »Viele Leute ziehen in einen anderen Ort. Eine Zeit lang ist man fremd da, aber früher oder später gewöhnt man sich ein, lernt Freunde kennen, und alles ist, wie es in der alten Heimat war. Glaub mir. Vor allen Dingen, prügle dich nicht mit ihnen. Du siehst ja, alle fallen über dich her. Gut, dass der Büchner eingeschritten ist. Gott weiß, wie die dich sonst zugerichtet hätten.«
»Aber Mama, er muss sich wehren, sonst ist er unten durch, und jeder glaubt, er kann auf ihm herumtrampeln«, widersprach Verena. »Kinder im Alter von Dietmar raufen halt.«
»Raufen ja! Dass Buben und von mir aus auch Mädchen raufen, ist schon in Ordnung. Aber fünf gegen einen!«, empörte sich Gerlinde.
»Was haben sie denn überhaupt gesagt, dass du ausgerastet bist?«, wollte Verena wissen.
»Sie haben behauptet, dass ich keinen Papa habe. Und gesagt dass – dass ich ein lediger Fratz bin«, platzte Dietmar heraus. »Was ist das eigentlich, ledig?«
»Ein lediges Kind ist das Kind einer Mutter, die nicht verheiratet ist«, sagte Verena.
»Ein total veralteter Ausdruck. Dass die Kinder den überhaupt kennen«, wunderte sich Gerlinde.

»Da siehst du, wie dumm die sind. Sie wissen überhaupt nichts und reden dummes Zeug. Du hast einen Papa, und die Mama ist verheiratet. Und wenn sie es nicht wäre, wäre es auch egal.«

»Dietmar, hör gut zu«, sagte Gerlinde ernst. »Wenn sie dich noch einmal auf diese Art ärgern wollen, dann beschwere dich bei deiner Klassenlehrerin. Oder, noch besser, ich werde mich bei ihr beschweren. Gleich morgen früh nehme ich mir eine Stunde frei und gehe zu ihr. Sie soll dafür sorgen, dass sie dich in Ruhe lassen.«

»Ich muss heute Nachmittag schon in die Schule. Es ist alles so gemein! Wo heute der Lift aufsperrt! Der Büchner will mit uns reden, mit allen sechs, die gerauft haben. Und was ist, wenn der so lange redet, dass nachher der Lift nicht mehr fährt?«

»Ich bin froh, dass der Herr Büchner mit euch über den Konflikt reden wird«, sagte Gerlinde. »Dass er so eine Rauferei nicht einfach durchgehen lässt.«

»Ich nicht!«, schrie Dietmar. »Überhaupt nicht! Und außerdem will ich nicht in Ruhe gelassen werden. Ich will, dass sie Freunde werden. Alle haben Freunde in der Schule. Nur ich nicht. Seit wir hier leben, habe ich keinen einzigen Freund mehr.«

»Also, ich möchte keinen zum Freund, der andere verspottet«, sagte Verena.

»Aber Dietmar, du hast doch Freunde«, wandte Gerlinde ein. »Erst vorige Woche bist du nach Innsbruck gefahren ins Stadion, und hast dich mit Peter zum Eislaufen getroffen.«

»Ich möchte einen Freund in der Schule haben. Wie die an-

deren. Wenn wir bei Paps geblieben wären, hätte ich viele Freunde in der Schule.«
Gerlinde zuckte zusammen. Hilflos hob sie die Schultern. »Ach, Dietmar, du wirst hier auch Freunde finden. Das gibt es doch gar nicht, dass in deiner Klasse nur Blödel sitzen.«
»Vielleicht können wir doch zurückgehen. Jetzt, wo Paps sogar in eine Männergruppe geht.« Hoffnungsvoll schaute Dietmar Mama ins Gesicht.
Diese Neuigkeit hatte Verena letzten Donnerstag nach Hause gebracht. Paps hatte ihr berichtet, dass er sich einer Gruppe von Männern angeschlossen hatte, die versuchten, gemeinsam ihren Hang zu Gewalttätigkeiten zu bewältigen. Für Vater ein Schritt, der ihm sicherlich schwer gefallen war. Das hatte selbst Großvater eingeräumt.
»Wie wäre es, wenn du einen von deinen Klassenkameraden nach Hause einladen würdest?«, schlug Verena vor. »Einen von den netteren. Du könntest ihnen das Meerschweinchen zeigen. Und ich koche euch heiße Schokolade. Das wär nicht schlecht, was?«
»Hierher?«, sagte Dietmar und schaute sich um. »Da würden sie mich noch mehr schneiden.« In der Spüle türmten sich über und neben dem Frühstücksgeschirr die schmutzigen Teller und Töpfe vom Mittagessen. Die Erdäpfelschalen, die Gerlinde in den bereits überquellenden Biokübel gestopft hatte, waren ihrem aufgeweichten Zeitungspapier entkommen und lagen verstreut auf der Anrichte, neben und zwischen Kochlöffeln und Schneebesen.
Gerlinde bekam einen roten Kopf. »Du glaubst wohl, ich habe gefaulenzt, was? Ich lasse den Haushalt aus Bequem-

lichkeit verkommen? Um Viertel vor acht stehe ich im Geschäft, mittags renne ich herauf und koche, damit wir gemütlich zusammen essen können –« Sie brach ab.
»Bist du aber empfindlich, Mama«, sagte Dietmar.
»So, ich bin empfindlich! Aber dass ich tagein, tagaus für euch – ach, nein, nein. Ist ja egal!« Gerlinde stoppte sich selbst. Sie wandte sich an Verena: »Bringst du die Küche in Ordnung?«
Verena unterdrückte einen Seufzer. »Ich wollte heute die Wäsche in den Waschsalon bringen. Außerdem habe ich eine Menge zu lernen. Am Freitag haben wir Mathetest.«
Dass sie sich in Innsbruck mit Leopold treffen wollte, das erste Mal übrigens, sagte sie nicht. Gegenüber des Waschsalons gab es ein kleines Café, das meist leer war und sich gut für gemeinsames Lernen eignen würde. Leopold hatte ihr vorgeschlagen, sich gemeinsam auf den Mathetest vorzubereiten. Rechenprobleme ließen sich zu zweit leichter lösen. Was der eine nicht wusste, wusste vielleicht die andere. Sie hatte gerne zugestimmt. Leopold gehörte zu den Netteren in ihrer Klasse.
Die Regel war, dass Gerlinde das allergrößte Chaos nach dem Kochen beseitigte, Verena das Geschirr wusch und Dietmar abtrocknete. Die Stunden nachher konnten die zwei verbringen, wie sie wollten, vorausgesetzt, die Schulpflichten wurden nicht vernachlässigt.
»Die Wäsche ist wichtiger als Geschirr abwaschen. Das können wir auch am Abend noch machen. Fahr auf jeden Fall nach Innsbruck. Und nimm so viel Wäsche mit, wie du tragen kannst.«

»Eigentlich ist es ein Witz. Paps hat sich eine Waschmaschine gekauft. Dabei braucht er allein viel weniger Wäsche als wir zu dritt. Außerdem gibt es, nur drei Straßen von seiner Wohnung entfernt, einen Waschsalon. Wir müssen jedes Mal die Wäsche zum Bahnhof schleppen, mit dem Zug fahren, die Wäsche in die Wäscherei schleppen und dann alles wieder retour.«

»Ich kann die Wäsche nicht nach Innsbruck bringen, wenn ich den ganzen Tag im Geschäft stehe«, sagte Gerlinde schon von der Tür her.

»Wir brauchen nur zu Paps zurückgehen, dann gehört die Waschmaschine uns auch«, rief Dietmar. »Dann habe ich meine alten Freunde wieder und –«

Aber Gerlinde hatte schon die Tür zugeknallt.

An diesem Abend, als Dietmar schon schlief und Verena in die Küche ging, um ein Glas Wasser zu trinken, hörte sie seltsame Geräusche aus dem Zimmer ihrer Mutter. Zuerst dachte sie, Mama hätte ihr kleines Radio eingeschaltet. Verena schlich zur Tür und lauschte. Nein, das konnte kein Radio sein. Leise drückte sie die Klinke nieder. Mutter saß an ihrem provisorischen Schreibpult, auf dem sich alle möglichen Papiere und Kursunterlagen türmten, mit dem Rücken zu ihr. Sie hatte den Kopf auf die Arme gebettet, die Schultern bebten. »Mama! Was ist los? Was hast du? Du weinst! Warum weinst du?«

»Ach, Verena, lass mich. Geh in dein Zimmer. Lass mich.«

Verena legte ihrer Mutter die Arme um die Schultern. »Komm zu mir in die Küche. Ich brüh uns eine Kanne Tee auf. Kamillentee. Heißer Kamillentee wird dir gut tun.«

Schließlich ließ Gerlinde sich überzeugen.
»Ist es, weil die Küche noch nicht aufgeräumt war, wie du vom Geschäft heraufgekommen bist?«, fragte Verena, während sie auf das Kochen des Wassers wartete. »Normalerweise –«
»Ja, ja, ich weiß«, unterbrach sie Gerlinde. »Du warst im Waschsalon, du hast Aufgaben gemacht, gelernt ...«
Verena stand am Herd und hatte das Gefühl, als wäre in ihrer Brust ein zentnerschwerer Felsblock. Mama hatte gesagt, die Wäsche sei wichtiger, und die Küche könnte auch am Abend aufgeräumt werden. Sie war im Waschsalon gewesen und hatte fast zwei Stunden mit Leopold im Café Mathe gelernt. Dann, als sie gegen fünf nach Hause gekommen war, hatte sie angesichts des chaotischen Zustandes der Küche ganz einfach der Mut verlassen. Sie hatte die saubere Wäsche vom Beutel in den Bügelkorb verfrachtet und war zu ihrem Schreibpult geflüchtet. Die Schule war schließlich ihr Hauptjob. Pech war, dass morgen die ausgeliehenen Bücher fällig waren. Die liebsten Bücher sparte sie immer bis zum Schluss auf. So war sie mit »Aqua alta« erst auf Seite 186 angekommen. Ein Buch von Donna Leon zurückzugeben, ohne den Schluss zu kennen, war ausgeschlossen. Sie nahm sich vor, ganz schnell zu lesen und dann ganz schnell das Geschirr zu waschen und ganz schnell den Biomüll hinunterzutragen. Doch als sie den Krimi nach der letzten Seite zugeklappt hatte und in die Küche lief, traf sie auf Gerlinde, die gerade die letzten Teller spülte. Alle Beteuerungen, Verena hätte das Geschirr waschen wollen, fruchteten nichts. Gerlinde fühlte sich von

ihrer Tochter im Stich gelassen und war sauer. So war das Abendessen ziemlich einsilbig verlaufen. Geredet hatte nur Dietmar, aber nichts Erfreuliches. Er hatte fürchterlich gejammert, weil er den Nachmittag in der Schule statt, wie erträumt, auf der Skipiste verbringen hatte müssen.
Gerlinde fuhr sich über die Stirn. »Irgendwie wächst mir alles über den Kopf. Die Vorbereitung für den Kurs braucht auch mehr Zeit, als ich geglaubt habe.«
»Morgen werde ich wieder die Küche in Ordnung bringen, Mama. Dann kannst du nach dem Geschäft eine halbe Stunde relaxen. Das macht schon etwas aus, eine aufgeräumte Küche und –«
»Ach, ich weiß nicht – es ist nicht nur die Arbeit, Verena. Natürlich spielt diese ständige Hetzerei auch eine Rolle. Das Schlimmste ist – manchmal denke ich schon, ob es nicht doch besser gewesen wäre, alles so zu lassen, wie es war. Jetzt leben wir bereits sieben Wochen hier, und Dietmar hat sich noch immer nicht eingelebt.«
Verena erschrak. Sollte Sabine doch Recht behalten? Überlegte Mama eine Rückkehr? Vertraute sie darauf, was Paps sagte? »Aber Mama, denk doch an Dietmars Albträume in der Edergasse! Und an sein Bettnässen. Von seinem Bettnässen ist er praktisch geheilt.«
»Das stimmt. Gott sei Dank. Er träumt nur mehr selten schlecht. Vom Bettnässen ist er praktisch geheilt. Aber in Innsbruck hatte er Freunde. Hier ist er einsam, und heute war er gar in eine schlimme Rauferei verwickelt.«
»Mama, es geht doch um dich! In erster Linie geht es um dich.«

Gerlinde barg ihr Gesicht in beiden Händen. »In den ersten Tagen war ich so froh, dass wir weggegangen sind. Endlich weg. Aber dann merkte ich, wie schwierig es war. Dieses Alleinsein. Immer allein.«

»Aber Mama, du hast doch uns!«

Gerlinde löste die Hände vom Gesicht und schaute Verena an. »Du hast schon Recht. Ich sollte dankbar sein, dass ich euch habe. Ich bin es auch. Es gibt Zeiten, da geht alles gut. Da habe ich das Gefühl, alles im Griff zu haben. Aber dann kommen wieder Stunden, wo die Angst übermächtig wird.«

Angst hatten wir in der Edergasse viel mehr, dachte Verena. Laut sagte sie: »Vielleicht hängt deine jetzige Angst mit der Angst zusammen, die wir früher gehabt haben. Als Paps in der Nacht heimkam und auf dich losging und –«

»Hör auf, Verena, bitte, hör auf. Ich ertrage nicht, wenn du so redest!«

Verena zog den Kopf ein. Mama war von Paps weggegangen, aber noch immer konnten sie nicht offen sprechen. Sie redete von Papas »Anfällen«, Dietmar ließ nie auch nur eine Bemerkung darüber fallen, und sie selbst hatte noch kein einziges Mal klar gesagt: »Paps hat Mama geschlagen.« Sie dachte laut oder leise in Wendungen wie »Paps ging auf Mama los« , »Paps misshandelte Mama«, »Paps war grob zu Mama«. Wie lange sollte das noch so weitergehen?

Sie sprang auf. »Porzellana, wir müssen aber so reden. Wenn wir nicht so reden, wird sich nie was ändern, innen drinnen meine ich.«

Nun war auch Gerlinde aufgestanden. Sie trat näher an Verena heran. »Fluch nicht wie dein Großvater! Das mag ich nicht!«, rief sie, aber es klang freundlich. »Vielleicht hast du Recht. Sabine sagt etwas Ähnliches. Ich brauche wohl mehr Zeit, mich umzustellen. Mich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Es geht alles viel langsamer als ich gehofft hatte. Ich dachte, mit dem Weggehen ist die Sache erledigt. Und jetzt merke ich, dass nichts erledigt ist.« Sie trat zum Fenster und schob die Vorhänge zurück und schaute hinaus. Es war nicht viel zu sehen, nur die riesigen roten Buchstaben des Supermarktes leuchteten durch die Dunkelheit.

Sie wandte sich wieder ihrer Tochter zu: »Weißt du, Verena, da ist noch etwas anderes. Dieses Misstrauen, dieses scheel-angeschaut-werden, von dem Dietmar erzählt, das spüre ich auch. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass die Leute in einem Dorf einen noch immer so sehr nach alten Maßstäben einschätzen.«

»Alle sind nicht so. Denk an die Frau Kleiser, von der du erzählt hast, wie freundlich sie dir entgegengekommen ist und wie einfühlsam sie geredet hat.«

»Ja, diese Frau ist aufgeschlossen. Aber bei den meisten Leuten, die ins Geschäft kommen, merke ich deutlich, was sie über mich denken. Es steht ihnen direkt ins Gesicht geschrieben: ›Wo ist ihr Mann? Warum hat sie keinen? Halbwüchsige Kinder, aber keinen Mann. Was will sie hier in unserem Dorf?‹ Vielleicht wenn ich geschieden wäre, weißt du, so eine eindeutige Sache, geschieden, alleinstehend, vielleicht wären sie dann weniger misstrauisch.«

»Wenn du allen Leuten erzählen würdest, warum du weg bist von Paps, wären sie womöglich netter. Sie hätten Grund, mitleidig zu sein. ›Die arme, arme Frau! Haben Sie schon gehört? Ihr Mann hat sie geschlagen. Wir sollten ihr helfen. Und wie gut haben wir es dagegen, wir, in unseren schönen Einfamilienhäusern und mit unseren braven Männern.‹ Aber du erzählst niemandem etwas, du hältst dich zurück. Das wollen die nicht. Das können die nicht ausstehen.«

»Vielleicht sollte ich im Kirchenchor singen oder so was.«

Nun konnte Gerlinde sogar lächeln. »Wenn ich dich nicht hätte, Verena!«

»Ach, Kamillentee kochen, das kann jede.« Aber Verena wusste, was sie meinte: Auch wenn Mama manchmal sauer war auf sie, so gab es doch auch das andere: dass sie ihr das Herz ausschütten konnte, dass sie zusammen hielten, dass sie manchmal wie Freundinnen waren.

Mama und sie.